

seit Langem von Gardys Schuld überzeugt. Und wie alle anderen in diesem Gerichtssaal hat er mich vom ersten Tag an verachtet.

Aber das macht nichts. In meiner Branche hat man selten Verbündete und macht sich sehr schnell Feinde.

Da er genauso wie Huver nächstes Jahr im Amt bestätigt werden will, setzt Kaufman sein falsches Politikerlächeln auf und begrüßt die Anwesenden zu einem neuen spannenden Tag auf der Suche nach der Wahrheit. Berechnungen zufolge, die ich einmal in der Mittagspause gemacht habe, als der Saal leer war, sitzen jetzt etwa dreihundertzehn Menschen hinter mir. Alle bis auf zwei, nämlich Gardys Mutter und Schwester, beten fieberhaft für seine rasche Hinrichtung. Die zu ermöglichen liegt ganz bei Richter Kaufman, dem Richter, der bislang sämtliche Falschaussagen der Staatsanwaltschaft zugelassen hat. Manchmal scheint es mir, als fürchtete er, jedes Mal eine Stimme zu verlieren, wenn er einem meiner Einsprüche stattgibt.

Als alle sitzen, werden die Geschworenen hereingeholt. Es sind vierzehn Personen – die zwölf Auserwählten plus zwei Ersatzkandidaten, falls einer krank wird oder etwas falsch macht. Sie sind nicht kaserniert (obwohl ich das beantragt habe), dürfen also nach Hause gehen und beim Abendessen über Gardy und mich herziehen. Der Richter ermahnt sie jeden Tag, bevor sie gehen, kein Wort über den Fall zu verlieren, doch man hört sie förmlich im Auto auf dem Heimweg lästern. Ihre Entscheidung ist längst gefallen. Wenn sie jetzt abstimmen würden, noch bevor wir einen einzigen Zeugen der Verteidigung gehört haben, würden sie Gardy für schuldig befinden und seine Hinrichtung fordern. Dann würden sie als Helden heimkehren und den Rest ihres Lebens von seinem Prozess erzählen. Wenn Gardy die Nadel bekommt, werden sie stolz sein auf die besondere Rolle, die sie bei der Urteilsfindung gespielt haben. Sie werden jemand sein in Milo. Sie werden in ihrer Kirche Anerkennung finden, man wird ihnen gratulieren, sie auf der Straße ansprechen.

Immer noch verschnupft, begrüßt Kaufman sie, bedankt sich dafür, dass sie ihre staatsbürgerliche Pflicht erfüllen, und fragt mit ernster Miene, ob ein Dritter versucht habe, Kontakt zu ihnen aufzunehmen, mit dem Ziel, sie zu beeinflussen. Darauf folgen meist ein paar Blicke in meine Richtung, als hätte ich die Zeit, Kraft und Dummheit, abends auf den Straßen von Milo herumzustreichen, um den Geschworenen aufzulauern und sie (1) zu bestechen, (2) einzuschüchtern oder (3) anzuflehen. Inzwischen gilt das Dogma, dass ich der einzige Abtrünnige im Saal bin, trotz der mannigfaltigen Sünden, die von der anderen Seite begangen werden.

Die Wahrheit ist: Hätte ich genügend Geld, Zeit und Personal, würde ich tatsächlich sämtliche Geschworenen bestechen und/oder einschüchtern. Wenn der Staat mit seinen unbegrenzten Ressourcen einen Scheinprozess führt, in dem bei jeder Gelegenheit betrogen wird, ist Betrug legitim. Dann gibt es keine Chancengleichheit und keine Fairness, und die einzige ehrenhafte Alternative für den Verteidiger eines unschuldigen Mandanten ist der Betrug.

Wird ein Verteidiger beim Betrügen erwischt, muss er oder sie mit Sanktionen des Gerichts rechnen, mit Abmahnung oder gar Klage durch die Anwaltskammer. Wird ein Staatsanwalt erwischt, dann wird er entweder wiedergewählt oder zum Richter befördert. Unser System zieht schlechte Staatsanwälte nicht zur Verantwortung.

Die Geschworenen versichern dem Richter, dass alles bestens sei. »Mr. Huver«, verkündet er in feierlichem Ton, »bitte rufen Sie Ihren nächsten Zeugen auf.« Nun sagt ein fundamentalistischer Pfarrer aus, der das alte Chrysler-Autohaus in den »World Harvest Temple« umgebaut hat und jetzt zu täglichen sogenannten Betathlons größere Menschenmengen um sich scharf. Ich habe ihn einmal im Regionalfernsehen gesehen, und das hat mir gereicht. Er ist heute hier, weil er in einem seiner abendlichen Jugendgottesdienste auf Gardy getroffen sein will. Seiner Geschichte zufolge trug Gardy das T-Shirt einer Heavy-Metal-Band mit einer nicht näher benannten satanischen Botschaft, und mithilfe dieses T-Shirts habe der Teufel den Gottesdienst unterminieren können. Der spirituelle Unfrieden, der in der Luft gelegen habe, habe dem Herrgott nicht gefallen, doch dank göttlicher Weisung sei es ihm, dem Pfarrer, gelungen, die Quelle des Bösen zu verorten, woraufhin er die Musik gestoppt und Gardy hinausgeworfen habe.

Gardy sagt, er sei nie auch nur in der Nähe dieser Kirche gewesen. Er versichert, dass er in seinem ganzen achtzehnjährigen Leben nie in einer Kirche gewesen sei. Seine Mutter bestätigt das. Gardys Familie sind »fiese Heiden«, wie man hier auf dem Land sagt.

Warum die Aussage in diesem Mordprozess zugelassen wird, ist ganz und gar unbegreiflich, denn sie ist absurd und grenzenlos dumm. Angenommen, es kommt zu einer Verurteilung, wird dieser ganze Mist in etwa zwei Jahren von einem leidenschaftslosen Revisionsgericht in hundertfünfzig Kilometer Entfernung erneut durchgekaut werden. Die neuen Richter, die auch nur unwesentlich intelligenter sind als Kaufman – man wird ja bescheiden –, werden mit trüben Augen auf diesen Provinzpfarrer und seine Lügengeschichte über einen Vorfall blicken, der angeblich dreizehn Monate vor den Morden stattgefunden hat.

Einspruch, Euer Ehren. Abgewiesen. Einspruch, Euer Ehren! Abgewiesen!

Huver braucht jedoch den Satan für seine These. Nachdem Richter Kaufman vor einigen Tagen alles erlaubt hat, ist jetzt alles möglich. Allerdings nur so lange, bis ich mit meinen Zeugen komme. Wenn wir Glück haben, werden von uns vielleicht hundert Worte in die Akten aufgenommen.

Der Pfarrer hat Steuerschulden in einem anderen Staat. Er weiß nicht, dass ich das herausgefunden habe, und so werden wir beim Kreuzverhör ein bisschen Spaß haben. Nicht dass das etwas ändern wird. Die Jury hat längst abgeschlossen. Gardy ist ein Monster, das in die Hölle gehört. Ihre Aufgabe ist es, ihn möglichst schnell dort hinschicken.

Er beugt sich zu mir und flüstert: »Mr. Rudd, ich schwöre, ich war nie in der Kirche.«

Ich nicke lächelnd, weil das alles ist, was ich tun kann. Ein Verteidiger darf nicht immer glauben, was ihm sein Mandant erzählt, doch wenn Gardy sagt, dass er nie in der Kirche war, glaube ich ihm.

Der Pfarrer ist ein Choleriker, und ich habe ihn recht schnell auf hundertachtzig. Ich nutze die nicht bezahlte Steuer, um ihn zu reizen, und sobald er richtig sauer ist, bleibt er das auch. Ich verwickle ihn in Debatten über die Unfehlbarkeit der Bibel, die Dreifaltigkeit, die Apokalypse, darüber, wie es ist, in fremden Zungen zu sprechen, mit Schlangen zu spielen, Gift zu trinken, und darüber, wie viel Einfluss satanische Sekten in der Gegend um Milo haben. Huver brüllt »Einspruch!«, Kaufman gibt statt. Einmal schließt der Pfarrer mit rot angelaufenem Gesicht frömmlicherisch die Augen und hebt die Hände hoch über den Kopf. Instinktiv ducke ich mich und sehe zur Decke, als ob mich gleich der Blitz treffen könnte. Später nennt er mich »Atheist« und prophezeit mir, ich würde in die Hölle fahren.

»Sie haben also die Macht, Leute in die Hölle zu schicken?«, feuere ich zurück.

»Gott sagt mir, dass Sie in die Hölle kommen werden.«

»Dann schalten Sie ihn auf Lautsprecher, damit wir das alle hören können.«

Zwei Geschworene grinsen. Wir haben den ganzen Vormittag mit diesem scheinheiligen kleinen Arschloch und seiner Falschaussage verschwendet, doch er ist nicht der erste Einheimische, der sich einen Weg in diesen Prozess gebahnt hat. Die Stadt ist voll mit Möchtegern-Helden.

4

Die Mittagspause ist immer ein Genuss. Da es für uns nicht sicher ist, den Saal, geschweige denn das Gebäude zu verlassen, bleiben Gardy und ich am Tisch der Verteidigung sitzen und essen dort ein Sandwich. Wir bekommen das gleiche Essen wie die Jury. Es werden sechzehn Mahlzeiten gebracht; sie werden gemischt, dann werden unsere beiden willkürlich ausgewählt und die übrigen an die Geschworenen verteilt. Das war meine Idee, weil ich ungern vergiftet werden möchte. Gardy hat keinen Schimmer von alledem, er ist einfach nur hungrig. Er sagt, das Essen im Gefängnis sei so, wie man es erwarte, und er traue den Wärtern nicht. Folglich isst er dort gar nichts und lebt praktisch nur von diesem Sandwich. Ich habe Richter Kaufman gefragt, ob das County vielleicht die Portion vergrößern und dem Jungen zwei Gummihuhn-Sandwichs mit extra Pommes und Gurken geben könne. Mit anderen Worten, zwei Portionen statt einer. Abgelehnt.

Und so bekommt Gardy die Hälfte meines Sandwichs und alle meine kosher eingelegten Gurken. Wenn ich nicht selbst kurz vor dem Verhungern wäre, würde ich ihm meine komplette Portion geben.

Partner kommt und geht im Verlauf des Tages. Er will unseren Transporter nicht zu lange an einer Stelle stehen lassen, um aufgeschlitzte Reifen und eingeschlagene Scheiben zu vermeiden. Außerdem hat er ein paar Aufgaben zu erledigen, unter anderen die, sich gelegentlich mit dem Bischof zu treffen.

In Fällen, bei denen ich auf vermintes Gebiet muss, also etwa in eine Kleinstadt, die sich längst verbündet hat, um einen der ihren für ein schreckliches Verbrechen zu töten, dauert es eine Weile, bis ich einen Kontakt gefunden habe. Der Kontakt ist stets ein Anwalt, ortsansässig, der ebenso wie ich wöchentlich Kriminelle und Arschlöcher gegen Polizei und Staatsanwaltschaft verteidigt. Irgendwann meldet sich der Kontakt, vorsichtig, weil er fürchtet, als Verräter entlarvt zu werden. Er weiß, was wirklich passiert ist, zumindest ungefähr. Er kennt die Beteiligten, die Bösewichte und den einen oder anderen Guten. Da sein Überleben davon abhängt, dass er mit Polizei, Gerichtsangestellten und Staatsanwaltschaft auskommt, kennt er das System.

In Gardys Fall heißt mein Maulwurf Jimmy Bressup. Wir nennen ihn »Bischof«. Ich bin ihm nie begegnet. Wir halten Kontakt über Partner, und die beiden treffen sich an den ausgefallensten Orten. Partner sagt, er sei um die sechzig, habe langes, schütteres graues Haar, fluche gern lautstark, kleide sich schlecht, sei streitlustig und dem Alkohol zugetan. »Eine ältere Version von mir?«, fragte ich. »Nicht ganz«, erwiderte er weise. Trotz seines großen Mundwerks und Gepolters wagt es der Bischof nicht, Gardys Verteidiger zu nahe zu kommen.

Der Bischof sagt, Huver und seine Bande wüssten inzwischen, dass sie den Falschen haben; sie hätten aber zu viel investiert, um ihren Irrtum jetzt noch zuzugeben. Er meint, es habe vom ersten Tag an Gerüchte über den wahren Täter gegeben.

5

Es ist Freitag, und alle im Saal sind erschöpft. Ich rede eine Stunde lang auf einen pickligen, dummen kleinen Rotzlöffel ein, der behauptet, bei dem Jugendgottesdienst gewesen zu sein, wo Gardy angeblich die Dämonen gerufen und den Frieden gestört habe. Ganz ehrlich, ich habe schon wirklich üble Falschaussagen erlebt, aber das hier übertrifft alles. Nicht nur, dass die Aussage falsch ist, sie ist auch noch völlig irrelevant. Kein anderer Staatsanwalt würde sich damit aufhalten. Kein anderer Richter würde sie überhaupt zulassen. Kaufman verkündet schließlich eine Vertagung der Verhandlung über das Wochenende.

Gardy und ich treffen uns wieder in der Wartezelle, wo er seinen Gefängnisoverall anzieht, während ich Gemeinplätze von mir gebe und ihm ein schönes Wochenende wünsche. Ich reiche ihm zehn Dollar für die Snackautomaten. Er sagt, dass morgen seine Mutter kommen und ihm Zitronenkekse bringen werde, seine Lieblingskekse. Manchmal ließen die Wärter die Kekse durchgehen, erzählt er, manchmal behielten sie sie. Man wisse es nie genau. Die Wärter wiegen jeder etwa hundertvierzig Kilo, sie werden die gestohlenen Kalorien wohl brauchen. Ich trage Gardy auf, er soll sich übers Wochenende duschen und die Haare waschen.

»Mr. Rudd«, sagt er. »Wenn ich eine Rasierklinge finde, bin ich weg.« Er fährt sich mit dem Zeigefinger über das Handgelenk.

»Sag so was nicht, Gardy.« Er hat das schon öfter gesagt, und er meint es ernst. Der Junge hat nichts, wofür es sich zu überleben lohnt, und er ist schlau genug, um zu wissen, was auf ihn zukommt. Ein Blinder mit Krückstock würde das sehen. Wir geben uns die Hand, und ich eile die Treppe hinunter. Partner und die Polizeibeamten erwarten mich am Hinterausgang und begleiten mich zum Wagen. Wieder mal geschafft, heil rauszukommen.

Außerhalb von Milo nicke ich ein und schlafe bald fest. Zehn Minuten später vibriert mein Telefon, und ich nehme ab. Wir folgen dem Polizeiwagen zu unserem Motel, wo wir unsere Sachen packen und auschecken. Bald sind wir allein und auf dem Weg in die Stadt.

»Hast du den Bischof gesehen?«, frage ich Partner.

»Ja. Es ist Freitag, und ich denke, er fängt freitags gegen Mittag an zu trinken. Nur Bier, das war ihm wichtig mitzuteilen. Also habe ich ein Sixpack gekauft, und wir sind rumgefahren. Die Kneipe ist ein echtes Bumslokal, Richtung Osten, am Stadtrand. Er meint, Peeley ist dort Stammgast.«

»Du hattest also auch schon ein paar Bier? Soll ich fahren?«

»Nur eins, Chef. Ich habe dran genippt, bis es irgendwann warm war. Der Bischof hat seine geleert, solange sie kalt waren. Drei Flaschen hintereinander.«

»Sollen wir diesem Mann glauben?«

»Ich mache nur meine Arbeit. Einerseits ist er glaubwürdig, weil er sein ganzes Leben hier verbracht hat und jeden kennt. Andererseits sondert er so viel Mist ab, dass man ihm am liebsten kein Wort abkaufen würde.«

»Wir werden sehen.« Ich schließe die Augen und versuche, wieder zu schlafen. Während eines Mordprozesses ist an Schlaf praktisch nicht zu denken, und ich habe gelernt, jede Gelegenheit für ein Nickerchen zu nutzen. In der Mittagspause habe ich mir zehn Minuten auf einer harten Sitzbank im Gerichtssaal gegönnt, nachdem ich morgens um drei in meinem schäbigen Motelzimmer hellwach auf und ab gewandert bin. Oft döse ich mitten im Satz ein, während Partner am Steuer sitzt und der Motor schnurrt.

Irgendwann auf dem Weg zurück in unsere Version von Zivilisation nicke ich ein.

6

Es ist der dritte Freitag im Monat, und an diesem Abend habe ich regelmäßig ein Date, wenn man zwei Drinks in einem Lokal mit einer Frau so bezeichnen möchte. Es fühlt sich jedenfalls mehr an, als müsste ich zu einer Wurzelbehandlung. Die Wahrheit ist, dass Judith Whitly unter anderen Umständen nicht einmal unter vorgehaltener Waffe mit mir ausgehen würde, und diese Gefühle beruhen auf Gegenseitigkeit. Doch wir haben eine gemeinsame Vergangenheit. Wir treffen uns immer in derselben Bar, an dem Tisch, wo wir